

Malachy Tallack
Der Ozean so wild und weit

Malachy Tallack

Der Ozean so wild und weit

Roman

*Aus dem schottischen Englisch
von Klaus Berr und Cornelius Reiber*

Luchterhand

I am thinking tonight of an old cottage home
That stands on the brow of the hill
Where in life's early morning I once loved to roam
But now all is quiet and still

Heut Abend denk ich an ein altes Häuschen
Das oben auf dem Hügel steht
Wo ich im Frühling meines Lebens so liebend gern weilte
Doch jetzt ist alles still und leer

The Carter Family, »My Old Cottage Home«

Die große Welle

1957

Und plötzlich erhob sich, wie ins Sein befohlen, eine gewaltige Welle. Zuerst erhob sie sich wie der breite Rücken eines Wals, dann wuchs sie – wie etwas Ungeheuerliches, Bergartiges – immer weiter empor.

Die Männer, die auf der Kommandobrücke standen, schauten aufs Wasser hinaus, und ihnen wurde in diesem Augenblick schmerzlich bewusst, wie zerbrechlich ihr Schiff wirklich war. Seit Wochen segelten sie durch die Eisschollen des Ozeans und suchten und schlachteten die hier lebenden Kreaturen. Sie hatten ihre riesigen Leiber an Bord gezogen, damit sie dort zerlegt und ausgenommen, in Walspeck und Blut, in Öl und Mehl, in Lippenstift und Margarine verwandelt werden konnten. Sie hatten gearbeitet, bis ihre Knochen bebten vor Erschöpfung, ihre Haut vor Kälte spröde wurde und aufbrach. Sie hatten sich nach ihrem Zuhause gesehnt, diese Männer.

Bei vergangenen Stürmen hatten sie Schutz gefunden im Windschatten von Eisbergen, einige so groß wie Inseln, andere so groß wie Städte. Sie hatten gewartet, bis das Schlimmste vorüber war, und hatten sich dann wieder an die Arbeit gemacht. Aber dieser Sturm war anders. Er kam ohne Vorwarnung, in der letzten Woche des Jahres. Der Wind hatte an ihnen gezerrt und sie gepiesackt, und dann hatte er zugeschlagen wie eine Faust. Das Schiff hatte geschaukelt und gestöhnt, als die

ersten Wellen kamen. Aber die waren nichts im Vergleich zu der, die dann kam.

Die meisten Männer an Bord konnten die große Welle nicht sehen, in ihren Kabinen, im Maschinenraum oder in der Messe – aber alle schienen zu wissen, dass sie kam. Im Innern des Schiffes war die Luft dicker geworden, Salz hatte Nasenlöcher, Augen und Kehlen verstopft. Alle Sinne wandten sich zum Wasser.

Als sich die Wellenwand vor ihnen auftürmte, hielt sich jeder an dem fest, was ihm am stabilsten erschien. Einige beteten wahrscheinlich, sprachen Worte, die sie seit ihrem letzten Kirchengang nicht mehr in den Mund genommen hatten. Andere dachten an Frauen und Kinder oder an die Frauen und Kinder, die sie eines Tages zu haben hofften. Sie dachten an Mütter und Väter und Freunde und Geliebte und an die Inseln und Städte, die sie hinter sich gelassen hatten.

Und als die große Welle schließlich über sie hereinbrach, die Luft zu Wasser wurde und Wasser zu allem und alles in Dunkelheit getaucht war, da schien ihnen der Tod gewiss, ihr aller Ende unausweichlich. Sie schlossen die Augen und strafften die Körper, und alle glaubten, sie hätten nur noch wenige Atemzüge, nur noch Sekunden zu leben.

Und dann, als diese Sekunden vorüber waren, kam ein anderer Augenblick, in Licht getaucht, da sie glauben durften, ihre Gebete seien tatsächlich erhört worden, dass das Schiff, auf dem sie standen, sich vielleicht über Wasser hielt, dass ein jeder von ihnen vielleicht – ein Wunder – seine Heimat wiedersehen würde.

Einige der Männer fühlten sich in diesem hellen Augenblick und in den Stunden danach, als wären sie wiedergeboren worden, als hätte die Welle sie reingewaschen und aufs Neue in die Welt

geworfen. Niemand sprach dieses Gefühl laut aus. Alle nahmen an, sie allein hätten so empfunden, sie allein wären aus irgendeinem Grund verschont worden.

Für einen dieser Männer – Sonny, ein Schiffsjunge, eben erst zwanzig geworden und auf seiner dritten Fahrt im Südpolarmeer – war der Grund klar. Als er fünf Monate später nach Shetland zurückkehrte, mit einem dicken Geldbündel in der Tasche und dem Geruch von ranzigem Öl und Ätznatron tief in der Haut, würde er Kathleen Anderson aus Treswick fragen, ob sie ihn heiraten wolle. Die süße Kathleen mit den Honigaugen. Und zusammen würden sie sich ein Zuhause schaffen.

1

Das Haus der Patons, Hamar genannt, stand eine halbe Meile vom Atlantik entfernt, hinter einem zerklüfteten Bergrücken aus Granit, der jeden Blick aufs Wasser verdeckte. Touristen, die im Sommer an dieser Stelle vorbeikamen, wunderten sich vielleicht darüber. Warum auf einer Insel ein Haus bauen, von dem aus man das Meer nicht sehen kann? Aber würden diese Touristen im Winter wiederkommen, wenn ein Sturm aus Südwesten heulte, wäre die Antwort klar. Das Haus lag geschützt. Es schaute hinaus auf das Land, das einst denen gehört hatte, die es bewohnten.

Jack Paton, der jetzt der einzige Bewohner von Hamar war, gehörten diese Felder nicht mehr. Er hatte das Land ein paar Jahre nach dem Tod seiner Eltern verkauft – beide waren zusammen gestorben, im Sommer, in dem er einundzwanzig wurde – und nur das Haus, den alten Steinschuppen und einen Streifen Garten dazwischen behalten.

Aus einem gewissen Blickwinkel sah Jacks Haus noch immer so aus wie das einfache Cottage mit drei Zimmern, das es mehr als ein halbes Jahrhundert lang gewesen war. Aus diesem gewissen Blickwinkel war der hässliche Anbau, den sein Vater 1960, in Jacks Geburtsjahr, errichtet hatte – das zusätzliche Schlaf-

zimmer, die schmale Küche, das kalte Bad –, mehr oder weniger unsichtbar. Doch auch so konnte man das Haus nicht als schön bezeichnen. Dafür war es zu schlicht und zu lange nicht mehr gestrichen worden.

Nach Jacks Landverkauf hatte das Haus für viele Jahre allein gestanden, am Ende eines ungeteerten Feldwegs, dessen unzählige Schlaglöcher jeden Sommer neu aufgefüllt werden mussten. Vor zehn Jahren dann hatte Jacks nächster Nachbar Old Andrew, der ihm das Land abgekauft hatte, einen Herzinfarkt bekommen und sich zur Ruhe gesetzt. Sein ältester Sohn – ebenfalls Andrew – verkaufte kurz darauf ein Stück dieses Landes, am anderen Ende des Feldwegs, wo er auf die Hauptstraße traf. Ein englisches Paar erwarb es und baute ein Haus: einen riesigen Holzkasten, schwedisch blau, mit Fenstern überall und einer breiten Veranda wie aus einem Western. Sieben Jahre lebten sie dort zusammen, bis der Mann wegzog und seine Frau Sarah und seine kleine Tochter Vaila alleine zurückließ.

Jack selbst hatte keine Frau. Er hatte nie eine gehabt, und da er jetzt schon fast dreiundsechzig war, hielt er es für unwahrscheinlich, dass er irgendwann in der Zukunft eine haben würde. Zu gewissen Zeiten in seinem Leben hatte er es bedauert, aber er zog es vor, nicht allzu oft darüber nachzudenken. So ist es eben, sagte er sich, wann immer das Bedauern sich regte. So ist es eben.

Jemand, der Jack nicht kannte, der nur nach seinem Aussehen und seinem lebenslangen Junggesellentum urteilte, konnte einige Dinge falsch verstehen. Er konnte zum Beispiel die uralten Overalls bemerken, die er oft trug, den zerzausten Bart in seinem Gesicht oder die abblätternde Fassadenfarbe und annehmen, dass die Zimmer, in denen er wohnte, ähnlich ungepflegt, vielleicht

sogar verdeckt waren, voller schmutzigem Geschirr und mit Stapeln alter Zeitungen an den Wänden. Vielleicht stellte er sich Jack als Messie vor, einen Mann, der jeden Winkel seiner Wohnung mit Sachen vollstopfte, die er nie brauchte, und für den der Abfall seines Lebens zu einer Art Gesellschaft geworden war.

Aber nichts davon stimmte. Jacks Haus war ordentlich. Alles. Und das Einzige, was er hortete – außer Einsamkeit –, war Musik. Das vordere Zimmer in Hamar, das auf eine Weide voller Cheviot-Lämmer hinauschaute, war randvoll mit CDs und Platten, auf Regalen alphabetisch geordnet. Jacks Haus quoll über von Songs.

Im ersten dieser Regale, hoch oben links neben der Tür, fand man Roy Acuff neben Kay Adams. Ging man zum letzten, drüben beim Fenster, fand man Dwight Yoakam und Faron Young. Denn die Musik, die Jack liebte, war Country-Musik. Die Songs, die er hörte und sang, waren Country-Songs.

Für einen Mann in den Sechzigern war Jack ziemlich fit. Natürlich hatte er einen Bauch, und manchmal betrachtete er diesen Berg aus Fleisch und Fett, als gehöre er zu jemand anderem. Eines Tages in seinen Vierzigern war er einfach aufgetaucht – so erschien es ihm zumindest – und war nie mehr verschwunden. Aber er machte ihn nicht langsamer. Jeden Morgen vor dem Frühstück machte er einen Spaziergang, den Bergrücken hinter dem Haus hoch, bis zu einer Stelle, von der er das Meer sehen konnte. Um mit ihm vertraut zu bleiben, würde er sagen, wenn ihn jemand fragte. Aber keiner fragte. Falls seine Nachbarn seine täglichen Ausflüge bemerkt hatten, erwähnten sie es Jack gegenüber nicht.

Es gab eine einfache Route auf und über den Berg, etwas nördlich vom Haus. Aber diese Route nahm Jack nicht. Stattdessen marschierte er jedes Mal denselben steilen Pfad hoch, mit steigendem Puls und kitzelnden Schweißtropfen auf der Stirn. Er blieb nicht stehen, bis er den höchsten Punkt erreicht hatte.

Von hier oben konnte man viel Wasser sehen. Am Fuß des Berges fiel das Land schon nach ein paar Hundert Metern ins Meer ab. Man sah den weiten Bogen der St.-Magnus-Bucht und etwas Land im Norden und im Süden. Man sah den kleinen Strand, an dem das Boot seines Vaters am Tag, nachdem seine Eltern ertrunken waren, angespült worden war. Früher hatte Jack manchmal daran gedacht, wenn er hier oben war. Doch heutzutage dachte er überhaupt nicht mehr viel. Er ließ den Blick nur kurz über den Horizont schweifen, drehte sich um und ging zurück nach Hause, wobei sein Hunger mit jedem Schritt größer wurde.

Zum Frühstück gab es Eier, manchmal Porridge. Toast, wenn er faul war. Er aß am Tisch, an einem Platz, nur für ihn gedeckt, mit einer Tasse Tee, um alles runterzuspülen. Die Stunde hing von der Jahreszeit ab. Im Sommer stand er einfach auf, wenn er aufwachte. Das konnte zu jeder Zeit sein; die Sonne war dann schon aufgegangen. Aber im Winter lohnte es sich nicht, vor neun das Bett zu verlassen. Es brachte doch nichts, in der Dunkelheit herumzustolpern.

Die meiste Zeit seines Lebens war Jacks Zeitplan straffer gewesen. Er hatte Verpflichtungen gehabt. Mehr als zwanzig Jahre hatte er als Postbote gearbeitet, hatte morgens die Post in einem rostigen roten Postauto abgeholt und dann bei jedem Haus gehalten, um sie zuzustellen. Er hatte den Job gemocht, meistens.

Er mochte es, seinen Nachbarn zuzuwinken und Hallo zu sagen, ohne lange stehen bleiben und reden zu müssen. Muss weiter!, sagte er, wenn jemand zu lange mit ihm reden wollte. Er winkte dann nur, und weiter ging es. Aber eines Morgens hatte er genug. Er wollte im Bett bleiben und schlafen. Und auch wenn er es nicht tat, auch wenn er wie erwartet zur Arbeit kam und seine Runde machte, reichte er noch am selben Nachmittag seine Kündigung ein, und das war's.

Danach hatte er verschiedene Jobs gehabt, oft in Teilzeit. Für ein paar Jahre fuhr er einen Lieferwagen. Später arbeitete er am Scatsta Airport, wo er das Gepäck für die Ölarbeiter verlud, die mit Hubschraubern und Flugzeugen zu den Bohrinseln geflogen wurden. Und dann machte der Scatsta Airport zu.

Doch da er in dem Haus wohnte, das er geerbt hatte, und keine eigenen Kinder hatte, hielten sich seine Ausgaben in Grenzen. Er musste essen und den Strom bezahlen und den Tank mit Heizöl füllen, wenn es zur Neige ging, und das Auto in Schuss halten. Und er musste Musik kaufen. Aber das war so ziemlich alles. Zeit schätzte er mehr als Geld, und da Erstere leichter verfügbar war als Letzteres, war er ganz gut zurechtgekommen.

Mittlerweile arbeitete Jack nur ein oder zwei Stunden pro Abend. Offiziell hieß er Hausmeister, aber eigentlich putzte er nur. Er fegte und saugte das Büro einer Lachszuchtfirma in Treswick, drei Meilen von seinem Haus entfernt. Er leerte die Abfalleimer, wischte die Schreibtische und schrubbte die Toilettenböden. Er tauschte Glühbirnen aus, wenn sie durchgebrannt waren, aber viel technischer wurde es selten. Er vermutete, der Job war ihm als eine Art Gefallen gegeben worden.

Es mochte Leute geben, die Jack für faul hielten – einige glaubten es vielleicht, weil er das Land verkauft hatte, und nichts, was er seitdem getan hatte, konnte sie eines Besseren belehren – aber jedem, der ihn im Laufe der Jahre um Hilfe gebeten hatte, war er bereitwillig zur Hand gegangen, ohne je eine Gegenleistung zu verlangen. Die Leute hielten ihn für einen guten Menschen, wenn sie sich überhaupt Gedanken über ihn machten. Und jetzt, da er kurz vor dem Rentenalter stand, verübelte es ihm auch niemand, dass er nicht mehr hart arbeitete.

Nach dem Frühstück saß er gewöhnlich noch eine Weile da und las. Manchmal die Nachrichten, auf seinem Computer. Manchmal eine Zeitschrift. Manchmal ein Buch. Worauf er gerade Lust hatte. Ein paar Stunden konnten so vergehen, und sie gehörten oft zu den glücklichsten des Tages. Für Jack war es eine Art Luxus, seine Vormittage so zu verbringen, sich allein auf Worte zu konzentrieren. Nach einer Weile ließ die Konzentration jedoch nach, und er bekam Lust auf mehr Tee. Er stand dann von seinem Sessel auf oder vom Schreibtisch in dem hinteren Zimmer, wo der Computer stand. Meistens ächzte oder stöhnte er dabei, so wie Alleinlebende es sich gestatten, und ging dann mit schweren Schritten zum Kessel.

Jack war ein großer, kräftiger Mann. Nicht riesig – er war eins sechsundachtzig, also nur ein paar Zentimeter über dem Durchschnitt –, aber stämmig und breitschultrig, was ihn größer wirken ließ, vor allem mit dem Bauch. Nicht einmal die leicht gebeugte Haltung, die er in den letzten Jahren entwickelt hatte – zu viel Zeit über seine Gitarre gekrümmt, dachte er, obwohl eher seine Gewohnheit, mit gesenktem Kopf zu gehen, daran schuld war –, hatte ihn kleiner gemacht. Wenn er einen Raum betrat,

schaute die Leute hoch. Man bemerkte ihn. Manchmal hatte er sich gewünscht, er wäre kleiner.

Die zweite Tasse Tee des Tages, fand Jack, war meist die beste von allen. Sie gewährte ihm eine Art Neustart, einen frischen Anfang. Meistens trank er sie zwischen neun und zwölf, je nach Jahreszeit und Stimmung. Der Tag war also noch jung, und nach diesem zweiten kleinen Schuss Koffein im Körper konnte er über die kommenden Stunden nachdenken und entscheiden, wie er sie am besten verbringen würde.

Manchmal kehrte er zu seinem Buch zurück, vor allem, wenn das Wetter schlecht war. Oder er schob eine CD in die Stereoanlage und setzte sich zum Zuhören wieder hin, die Füße auf einem Hocker. Aber im Sommer, wenn es nicht regnete, ging er oft mit seinem Tee nach draußen und stieg in seinen Overall und die Gummistiefel neben der Tür.

Der Garten, auf der Südseite des Hauses, war ein merkwürdig geformtes Etwas – fast zwanzig Meter lang und sechs Meter breit. Als er auch den Rest des Lands verkaufte, hatte er genug behalten wollen, um ein wenig Gemüse anzubauen, und auch den alten Schuppen hatte er behalten wollen. Haus und Schuppen bildeten zwei Seiten des Gartens. Die beiden anderen Seiten – abgesteckt, so schien es, in einem Augenblick extremer Verwirrung – waren von einem Maschendrahtzaun begrenzt, über den Jack jeden Morgen stieg, wenn er zu seinem Spaziergang aufbrach.

Es war mehr, als er brauchte, und war es immer gewesen. Aber er mochte es so. Er mochte die Gewissheit, dass er jederzeit mehr anbauen konnte, wenn es ihm nötig erschien. Mindestens ein Drittel der Fläche blieb jedes Jahr ungenutzt, und

in der Ecke, die dem Haus am nächsten war, pflanzte er Blumen statt Gemüse an: ein paar Frühlingszwiebeln, einige winterharte Pflanzen, dazu Stiefmütterchen und Duftwicken, so wie seine Mutter es getan hatte. Es gab auch Fingerhut, der an den überraschendsten Stellen auftauchte, und den mochte er wirklich sehr.

So wie Jacks Haus blitzblank war, war auch sein Garten sehr ordentlich. Er verwendete viel Zeit auf seine Pflege. Er grub um und hackte und goss und düngte. Er suchte nach Raupen und Kohlfliegen und Mehltau. So weit es möglich war, hielt er alles in Ordnung. Jetzt, da er nur noch abends einer bezahlten Arbeit nachging, war das einfacher. In den letzten Jahren war sein Garten besser in Schuss denn je. Aus seinem Gedeihen schöpfte er Kraft, so wie auch er ihm mit seiner Hingabe und Aufmerksamkeit Kraft gab.

Nach dem Mittagessen (heute Käse auf Toast), ging Jack zum Lebensmittelladen. Das war ein regelmäßiger Ausflug, den er mindestens zwei oder drei Mal die Woche unternahm. Selten – ungefähr zwei Mal im Monat – besuchte er einen der Supermärkte in Lerwick, füllte das Auto mit Lebensnotwendigem und brachte es nach Hause. Aber für den täglichen Bedarf fuhr er nur ein paar Meilen zu einer Gruppe von Häusern, wo sich auch ein gut sortierter kleiner Laden befand.

Er parkte und ging hinein. Über der Tür bimmelte eine Glocke. »Hi, aye«, sagte er und blickte zur Ladentheke. Dort saß Vina, die Besitzerin des Ladens, mit einer Brille wie ein Schildpattdiadem oben auf den grauen Locken.

»Hi, aye, Jackie«, antwortete sie.

Sie nannte ihn so, Jackie, solange er denken konnte. Schon ihr Vater hatte ihn so genannt, und sie hatte es von ihm übernommen.

Jack war nicht gerne Jackie, aber das hatte er ihr noch nie gesagt. Schließlich war auch Vina nicht Vinas Name, kein Grund also, sich darüber zu beschweren. Eigentlich hieß sie Violet, aber seit ihrer Schulzeit nannte sie kein Mensch mehr so.

Jack schnappte sich einen Korb und ging zu den Regalen. Er brauchte Essen für den Abend und auch für die nächsten ein oder zwei Abende. Er öffnete einen der Kühlschränke im hintersten Gang und zog ein Päckchen Hackfleisch heraus. Er sah auf das Verfallsdatum und legte es in den Korb.

»Hackfleisch und Kartoffeln zum Abendessen, was?«, rief Vina hinter der Ladentheke hervor.

In diesem Laden gab es keine Privatsphäre.

»Ich glaub schon.«

»Das hattest du doch schon letzte Woche.«

Jack seufzte leise. »Schätze, ich werde es überleben«, sagte er.

Er ging weiter den Gang entlang, nahm sich eine Tüte Kartoffeln und ein paar Karotten. Ganz hinten im Laden griff er zu einer Dose Tomaten, stellte sie aber wieder zurück. Stattdessen nahm er eine Packung Trockennudeln und ein Glas mit roter Soße. Dann noch eine Dose Baked Beans, nur für den Fall.

»Hast du das von Ally Polly gehört?«, fragte Vina, als Jack auf halber Höhe des Mittelgangs war und vor den Süßigkeiten stand.

Jack hatte nichts gehört und sagte das auch.

»Schlaganfall«, sagte Vina.

»Oh«, sagte Jack. Er stellte ein Päckchen mit Datteltörtchen

zurück und legte stattdessen einen Jamaica-Ingwerkuchen in den Korb. »Ist er tot?«

»Nein«, sagte Vina. »Nicht ganz.«

»Na ja.« Jack nickte. »Was soll's.«

Vina machte ein Geräusch, das halb Kichern, halb empörtes Luftholen war. »Na, na«, sagte sie.

Von all den Jungs, die Jack in seiner Kindheit gequält hatten – und davon gab es mehr als genug: Schlägertypen oder solche, die der Aufmerksamkeit ebenjener entgehen wollten –, war Ally Polson der schlimmste gewesen. So tückisch mit seinen Worten wie mit den Fäusten. Heutzutage sah Jack ihn nur noch selten und nur aus der Entfernung; er lebte seit vielen Jahren in Lerwick. Aber soweit Jack gehört hatte, hatte sich der Mann mit den Jahren nicht gebessert.

»Ich werde ihn kaum vermissen, wenn er abtritt«, sagte Jack.

»Du bist nicht der Erste, der das sagt«, erwiderte Vina. Dann räusperte sie sich, um anzudeuten, dass das Thema beendet war.

Vina hatte schon immer viel geredet, und sie hörte auch gut zu. Sie tratschte gern über andere Leute. Nicht zuletzt das qualifizierte sie, einen solchen Laden zu führen. Da Jacks Leben zu ereignislos war, um für andere von Interesse zu sein, war er selbst selten Gesprächsthema. Aber er hörte sich die Neuigkeiten gerne an. Es war einer der Gründe, warum er so oft hierherkam und nicht in die Stadt fuhr. Bei den Preisen in ihrem Laden hätten sich die zusätzlichen Meilen durchaus gelohnt.

Vina war ein Jahr jünger als Jack, und sie kannten sich schon ihr ganzes Leben lang. Ihre Väter waren beste Freunde gewesen, und auch Jack betrachtete sie als Freundin – eigentlich seine beste Freundin, obwohl er das nie so gesagt hätte. Sie war

verheiratet mit einem Mann namens Gordon, dem es gesundheitlich ziemlich schlecht ging. Er hatte früher zusammen mit Vina im Laden gearbeitet, bis er so dick und kurzatmig wurde, dass er sich kaum noch bewegen konnte. Als Corona vor ein paar Jahren auch Shetland erreichte, kam er überhaupt nicht mehr rein. Doch auch nach dem Ende der Lockdowns kehrte er nicht mehr zurück. Jack vermutete, dass Gordon jetzt ans Haus gefesselt war, fragte aber nie danach. Er wollte die Aufmerksamkeit nicht auf die Probleme des Mannes lenken, und er mochte bei Vina nicht den Eindruck erwecken, er wäre neugierig. Sie wiederum war weitgehend stumm, wenn es um ihr Privatleben ging. Im Laufe der Jahre hatten Vina und Jack wahrscheinlich über so gut wie jeden anderen Menschen im Umkreis von acht Meilen gesprochen, aber nie über ihren Mann.

Jack trug seinen Korb zur Ladentheke und stellte ihn neben die Kasse. Dann schaute er sich noch ein paar Sekunden um, weil er sicher war, etwas vergessen zu haben, aber er kam nicht drauf, was es sein konnte. Vina nahm die Waren in die Hand, um nach den Preisen zu sehen.

Ein Päckchen Hackfleisch. Ein Kilo Kartoffeln. Zwei Dosen Pfirsiche. Getrocknete Nudeln (die gedrehten). Ein Glas Nudelsoße (rot). Ein kleines Päckchen geschnittenes Brot (braun). Ein halbes Dutzend Eier. Eine Dose Baked Beans. Ein Töpfchen Wattestäbchen. Ein Jamaica-Ingwerkuchen.

»Hast du wieder Probleme mit den Ohren?«, fragte Vina, als der Scanner über den Wattestäbchen piepste.

Jack antwortete nicht. Er steckte alles in die große Jutetasche, die er mitgebracht hatte, und griff dann nach seiner Brieftasche, um zu zahlen. Er klopfte seine Brust ab, wo sie eigentlich sein

sollte. Er trug noch immer den Overall, den er sich vorher zur Gartenarbeit angezogen hatte, und die Brieftasche war nicht da. Sie steckte in der alten Kordjacke, die zu Hause in der Diele hing.

Vina schüttelte den Kopf und lachte. Sie zog ein schwarz-rotes Kassenbuch unter der Theke hervor und schrieb Jacks Namen hinein. Sie druckte den Kassenbon aus und heftete ihn an die Seite. »Wahrscheinlich sehen wir uns ja in ein oder zwei Tagen wieder, Jackie. Du kannst dann bezahlen.«

»Wahrscheinlich«, sagte Jack und nickte dankbar und entschuldigend.

»Lass dir das Hackfleisch und die Kartoffeln schmecken.«

Er hob zum Abschied die Hand, öffnete die bimmelnde Tür und ging hinaus.

Jack war betrunken. Nicht richtig besoffen. Nicht so betrunken, dass er sich den Stetson-Hut aufsetzte, der innen an seiner Schlafzimmertür hing. Nur ein mildes, wärmendes Betrunken-sein nach drei großen Whiskeys. Kentucky-Bourbon, um genau zu sein. Es war ein behagliches Gefühl, ein sirupartiges Leuchten, und es brachte eine gewisse Konzentration in seine Gedanken. Manchmal, wenn er trank, saß er mit diesen Gedanken einfach nur da, ließ sie Gestalt annehmen und sich wieder auflösen, ließ sich von ihnen Gesellschaft leisten. Doch meistens hörte er Musik.

An diesem Abend waren es die Louvin Brothers, die er sein ganzes Leben lang schon liebte. Einige ihrer Songs kannte er noch aus der Wiege, kannte die Texte, bevor er wusste, was sie bedeuteten. Die Musik drang aus den Lautsprechern, und er

schloss die Augen, um sie noch besser hören zu können. Immer wieder drückte er auf die Fernbedienung und sprang zurück zum Anfang eines Songs, um ihn noch einmal zu hören.

Jack saß in seinem Sessel, die Füße auf einer alten Truhe, die ihm lange als Couchtisch gedient hatte. Die Truhe war, wie die Musik, älter als er selbst, ihre Holzbretter waren verzogen und verblichen. Links von ihm war die Wand mit den CDs, aus denen er sich diese ausgesucht hatte, und hinter ihm standen die Schallplatten, die er heutzutage nicht mehr so oft spielte. Er mochte ihren Klang, auch das Gefühl, wenn er eine in den Händen hielt, war aber zu faul, sie nach der Hälfte umzudrehen.

Das Wohnzimmer von Hamar fühlte sich kleiner und vollgestellter an als in der Zeit seiner Kindheit. Die schiere Menge an Musik, die er hier im Laufe der Jahre angesammelt hatte – das meiste in Clives Plattenladen in Lerwick gekauft, bis der schließlich zumachte –, hatte dafür gesorgt. Aber trotzdem war ihm dieses Zimmer vertrauter als jeder andere Ort auf der Welt. Dort drüben hatte er seine ersten Schritte gemacht, neben dem Feuer, und wäre dabei fast in die Flammen gefallen. Viele Nächte hatte er als Junge hier geschlafen, bewacht von seinem Urgroßonkel Tom. Er hatte so viele Erinnerungen an dieses Zimmer, dass es ihm nicht als etwas von ihm Getrenntes vorkam, sondern als ein Teil dessen, wer er war und immer gewesen war. Er hatte so große Teile seines Lebens in diesem Zimmer verbracht.

Ein neuer Song setzte ein. »When I Stop Dreaming«, Jacks absoluter Lieblingssong. Er hörte ihn ein Mal und spielte ihn dann wieder. Es war egal, wie oft er ihn hörte, dieser Song klang immer hell und überraschend. Es lag an der Art, wie die Melodie aus dem Text aufstieg, wie entfesselt nach der zweiten Zeile,

auf diese letzte, himmelhohe Note zu. Es lag an der Art, wie die Stimmen der Brüder sich im Refrain umeinanderschlangen wie die Stränge eines Seils, straff und dicht und nicht voneinander zu lösen. Es lag an dieser merkwürdigen letzten Strophe, die von wachsenden Steinen erzählte und von Regen, der in den Himmel zurückkehrt. Es schien zu einer Fabel oder einem Mythos zu gehören. Es war ein magisches, wunderbares Sehnen. Es war ein kräftiger Tritt ins Herz.

Als Jack noch jünger war, hatte er sich einen Bruder gewünscht, mit dem er zusammen singen konnte, so harmonieren wie Ira und Charlie Louvin, wie die Delmore Brothers, wie die Stanley Brothers. Er hatte wissen wollen, wie es sich anfühlte, wenn seine Stimme mit der eines anderen verschmolz, auf diese mysteriöse, übernatürliche Weise mit jemandem verbunden zu sein, den er liebte. Als seine Mutter und sein Vater noch am Leben waren, stimmte sie oder er manchmal ein, wenn sie ihn ein Lied summen hörten, aber aus Verlegenheit hörte er dann meist auf. Und so hatte Jack immer nur allein gesungen, und seit Jahren – seit Jahrzehnten, wenn er es sich überlegte – hatte er nicht mehr in Anwesenheit anderer gesungen. In seinen Zwanzigern, als er noch ein wenig mehr trank, hatte er manchmal auf Partys gespielt. Bei Nachbarn oder Arbeitskollegen. Es gab immer Partys, die Leute wollten sich amüsieren. Oft wurde Geige gespielt, und Jack saß in einer Ecke und schrummte mit, so gut er konnte. Irgendwann später dann, wenn die Geiger eine Pause machten, richtete sich die Aufmerksamkeit manchmal auf ihn. Jemand bat um einen Song von Hank Williams, von Kris Kristofferson, von Willie Nelson. Spiel »Blue Eyes Crying in the Rain«, hieß es dann. Spiel »Me and Bobby McGee«. Jack tat wie geheißen,

aber ohne Begeisterung. Er wollte keine Jukebox sein. Er sang den Song und beugte dabei den Kopf über die Saiten, wie um weitere Anfragen abzublocken. Bei den wenigen Gelegenheiten, wenn er einen seiner eigenen Songs folgen ließ, redeten die Leute einfach über die Musik hinweg. Schließlich ging er überhaupt nicht mehr hin. Er fand Partys anstrengend. Es kostete ihn so viel Mühe, einfach nur gesellig zu sein. Vermutlich gab es inzwischen kaum noch jemanden, dachte er, der sich daran erinnerte, dass er überhaupt spielen konnte.

Jack hörte sich den Song noch einmal an und schaltete dann die Stereoanlage aus. Er trank noch einen Schluck Bourbon, stellte das Glas auf den Boden und griff zu der Gitarre, die an den CDs neben ihm lehnte. Es war eine akustische Martin mit Sunburst-Lackierung, die er sich geleistet hatte, nachdem er das Land verkauft hatte. Sie war sein bei Weitem wertvollster Besitz. Er setzte den Kapodaster auf den ersten Bund, schlug einen satten, volltönenden Akkord an und versuchte, den Song zu singen, den er eben gehört hatte. Es fiel ihm nicht leicht. Er war zu hoch für seine Stimmlage, und die Melodie fühlte sich in seiner Kehle unnatürlich an. Irgendwie wirkte das Ganze mit nur einer Stimme leblos. Er versuchte, die Tonart zu wechseln, aber auch das funktionierte nicht. Der Song verblasste. Er änderte die Akkorde, dann änderte er den Text. Anfangs waren die Worte Unsinn, nur Vokale und Konsonanten, beliebig zusammengefügt. Er verlängerte eine Zeile und kürzte die nächste. Er löste die Melodie auf, verdrehte und verformte sie, bis sie unkenntlich wurde, bis sie zu etwas völlig Neuem wurde: ein neuer, noch nicht geschriebener Song. Jack folgte ihm, versuchte, etwas davon festzuhalten, eine einzige tragfähige Zeile, auf der er dann aufbauen konnte.

Er fand eine Struktur für den Text – nur vier Akkorde und eine einfache Melodie. Etwas, das sich vertraut anfühlte. Etwas Stetiges und Zuverlässiges. Nichts, was ihn aus dem Gleichgewicht bringen würde. Wäre er ein bisschen nüchterner gewesen, hätte er die Melodie vielleicht in eine ambitioniertere Richtung gelenkt. Aber im Augenblick war das nicht wirklich nötig.

Jack fand seine Zeile. Er buddelte sie aus, zum Teil aus dem Gedächtnis, zum Teil aus der Fantasie. *My Love lies over the wide ocean blue*. Sicher, der Satz war grammatikalisch nicht ganz korrekt, aber er hatte etwas, das Jack gefiel. Die Worte wirkten stabil. Wie aus früheren Zeiten sogar. Er schrieb sie in sein Notizbuch und sang sie zwölf, dreizehn Mal hintereinander, um zu sehen, wohin sie führen mochten.

Allein anhand dieser Zeile wusste Jack, dass der Song sich zu den vielen anderen gesellen würde, die über verlassene Liebende geschrieben worden waren, über die unsteten Liebsten, die verschwindenden Geliebten. Es musste Tausende solcher Songs geben. Zehntausende vielleicht. Und einige der besten waren Country-Songs. Jack hatte keine Geliebte in Übersee, aber er konnte es sich vorstellen. Er konnte sich vorstellen, verschmäht und verlassen worden zu sein. Er konnte sich in diese Rolle versetzen, zumindest lange genug, um einen Song darüber zu schreiben.

Jack lag das. Er hatte es schon immer getan, seit er zum ersten Mal einen Akkord spielen und einen Ton halten konnte. Schon immer hatte er die Songs anderer Leute gespielt und gelernt, hatte seine Hände und seine Stimme darauf trainiert, die Musik, die er liebte, nachzuspielen und zu singen. Doch er hatte noch Energie übrig, einen Hunger nach Songs, die noch niemand

geschrieben hatte. Er kritzelte sie auf ein Stück Papier und später dann, so wie jetzt, in ein eigens für diesen Zweck gekauftes Notizbuch. Das gehörte zum Nutzlosesten, was Jack mit seiner Zeit anstellte, aber in diesen Augenblicken fühlte es sich nicht so an. Es gab immer diese Dringlichkeit, die ihn beim Schreiben antrieb, als müssten diese Worte, diese Melodie unbedingt aufgeschrieben werden. Er konnte das nie erklären, am allerwenigsten sich selbst. Aber ignorieren konnte er es auch nicht.

Der Bourbon war ausgetrunken, und Jack merkte, dass er ihm jetzt eher im Weg stand als half. Doch er machte weiter, probierte die Zeilen im Kopf aus, sang sie, schrieb sie nieder und strich sie, wenn nötig, auch wieder durch. Um Mitternacht war der Song mehr oder weniger fertig. Jack war er gut genug. Gut genug für den Augenblick. Morgen früh würde er sich vielleicht in sein hinteres Zimmer setzen und ihn aufnehmen. Er würde den Song in einem Ordner auf dem Computer abspeichern. Und dann würde er ihn höchstwahrscheinlich nie wieder anhören.

WIDE OCEAN BLUE

My love (she) lies over the wide ocean blue
In a ~~land~~^{country} that I've never seen
She wanted to see this ^{old} world for herself
So she sailed (off?) & left me ^{at home} alone

* CHORUS

I think of her often wherever she is ^(might be)
~~Drunk~~ In love with that sweet foreign air
I think of the arms that once held me ^{so} close
(Ah) I think of her long ^{midnight} auburn hair

* CHORUS

Once in a ^{long} while a postcard arrives
~~A few words of greeting is all~~
~~She thinks~~ Her thoughts turn to home ^{still}
I keep them all safe (be)neath the bed ^{it seems} where I sleep
So I'm over her in my dreams ^{but}

* CHORUS:

I curse the distance between us
I curse the wide ocean blue
(rpt.)